

JAHRBUCH 1953

DES VEREINS FÜR DIE GESCHICHTE
BERLINS

Herausgegeben

von Ernst Kaeber und Walther G. Oschilewski

 VERLAGS-GMBH · BERLIN-GRUNEWALD

ZU MARIO KRAMMERS GEDÄCHTNIS

Von Ernst Kaeber*)

Ein Wanderer zweier Welten ist mit Mario Krammer von uns gegangen. Aller Glanz und alle Eigenart, die von dem Menschen und seinem Werk ausstrahlten, flossen aus diesem Beheimatetsein in zwei Welten: in der wissenschaftlichen und in der musischen. Ihrer beider Vertreter sind berufen, dem verewigten Freund eine Stunde des Gedenkens zu weihen. Haben die einen ihm gehuldigt durch die schöne Feier des Berliner Schriftstellerverbandes, so folgt ihnen heute die Wissenschaft, der er sich gewidmet hatte: die Historie. Für sie darf der Verein für die Geschichte Berlins das Wort nehmen, dem Krammer seit langen Jahren verbunden war, am innigsten seit der Neugründung des Vereins vor vier Jahren. Noch sind wir zu befangen in der Trauer, daß der Freund uns verlassen hat, als daß wir ein endgültiges Bild von ihm als dem Berliner Historiker zeichnen könnten. Aber wir versuchen, dem Weg nachzuspüren, auf dem er zu der Ausprägung seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit gelangt ist.

Dieser Weg ist nicht so geradlinig verlaufen, wie wohl alle die unter uns vermuten, die seit etwa zwei Jahrzehnten Mario Krammer als den unvergleichlichen Schilderer des alten Berlin kennen. Der junge Student, der am 11. Juli 1880 in Berlin geboren, hier das Gymnasium besuchte und 1899 die Berliner Universität bezog, die er nur vorübergehend mit Marburg vertauschte, hat sich zwar bald auf das Studium der Geschichte konzentriert; aber es ist die mittelalterliche Verfassungs- und Rechtsgeschichte gewesen, der er sich fast ausschließlich widmete. Von den zwölf Professoren, an deren Übungen er teilnahm, vertraten sieben die mittelalterliche, zwei die neuere, einer die Kulturgeschichte; dazu traten ein Jurist und ein Philosoph. Am engsten schloß er sich an den Erforscher der

*) Gesprochen in der Eichen-Galerie des Charlottenburger Schlosses auf der Trauerfeier des Vereins für die Geschichte Berlins am 31. März 1953.

deutschen Verfassungsgeschichte, an Karl Zeumer, an, der für ihn schicksalbestimmend wurde. Von ihm erhielt er das Thema seiner Dissertation, einer Geschichte des Kurfürstenkollegiums, und durch ihn wurde er wenige Monate nach dem Doktorexamen als Mitarbeiter an die Monumenta Germaniae Historica berufen, die berühmte wissenschaftliche Organisation für die Herausgabe der Quellen zur älteren deutschen Geschichte. Er war damals erst 22 Jahre alt, hatte seine Studentenzeit intensiv ausgenutzt, so daß er schon nach sechs Semestern sich in die Doktorprüfung wagen konnte. Die akademische Laufbahn schien ihm offenzustehen, wurden doch die mittelalterlichen Lehrstühle an den deutschen Universitäten in der Regel den Mitarbeitern der Monumenta verliehen.

Es war natürlich, daß die neue Kraft der Abteilung für die Herausgabe der altdeutschen Gesetze zugewiesen wurde, die unter der Leitung Zeumers stand. Aber war es ein Glück, daß dem jüngsten Mitgliede der erlauchten Gemeinschaft die schwierigste Aufgabe zufiel, die Bearbeitung der Lex Salica, des Gesetzbuches der Salfranken mit seiner verwirrenden Fülle von Handschriften? Freilich, ihm stand als Führer der verehrte Lehrer zur Seite. Allein dieser hatte sich über die Entstehung des Gesetzes eine von der herrschenden abweichende Ansicht gebildet. Sie wies den Schüler auf einen Weg, der ihn zu gewagten Hypothesen führte. Einstweilen allerdings schien alles sich aufs glücklichste anzulassen. Einer Abhandlung Krammers über die Entstehung der Lex Salica wurde zwar von einem Gelehrten widersprochen, aber dieser Widerspruch blieb fast unbemerkt. Im Frühjahr 1912 war das Manuskript unter Leitung Zeumers so weit vorbereitet, daß es nur noch einer letzten Revision vor dem Druck bedurfte. Und ein Jahr später, als der Druck schon begonnen hatte, wurde auch die materielle Existenz des jungen Gelehrten gesichert: er erhielt eine der beiden neugeschaffenen, etatmäßigen Mitarbeiterstellen der Monumenta.

Da trat ein verhängnisvolles Ereignis ein. Am 18. April 1914 rief der Tod Karl Zeumer nach langem, schwerem Leiden aus dem Leben ab. Eben in diesem Augenblick veröffentlichte sein Schüler in dem „Neuen Archiv“ eine alle bisherige Forschung umstürzende Auffassung der textkritischen Grundsätze für seine Ausgabe der Lex Salica, die nun der berühmte Lehrer nicht mehr decken konnte.

Schon im nächsten Bande des „Neuen Archivs“ erschienen zwei Entgegnungen von Mitgliedern der Monumenta. Die eine, von dem Historiker Archivrat Dr. Krusch, sah in Krammers Vorgehen das Ergebnis der allgemeinen Bewegung einer neuen Generation, herrschende Ansichten zu beseitigen, die auch erfahreneren Männer mitgerissen haben. Die andere Erwiderung, von dem Professor für Rechtsgeschichte Freiherrn von Schwerin, ließ Krammers großem Scharfsinn volle Gerechtigkeit widerfahren, hielt aber den Beweis seiner These für mißglückt.

Die Zentralkommission der Monumenta bat darauf eine größere Zahl von Gelehrten um Gutachten. Sie sprachen sich ganz überwiegend gegen Krammers Auffassung aus, doch hob der Jurist Hübner das von Krammer aufgewandte „außergewöhnliche Maß von Scharfsinn, Geschicklichkeit und Phantasie“ hervor, und der Rechtshistoriker Eduard Heymann erklärte: „Krammers ehrliche, von Liebe zur Wissenschaft getragene Arbeit verdient auch den Dank derjenigen, welche zu diametral entgegengesetzten Ansichten kommen.“ Der Angegriffene verteidigte sich mit Lebhaftigkeit und mit allgemeinen, für seine These sprechenden Erwägungen in einer eingehenden Abhandlung. Sie konnte Heymann, der noch einmal das Wort ergriff, nicht überzeugen, doch lehnte er es ausdrücklich ab, daß darin ein persönlicher Vorwurf gegen Krammer liegen könne. Wir dürfen daran erinnern, daß auch Männer von höchstem wissenschaftlichem Range Hypothesen aufgestellt haben, die sich nicht behaupten konnten. Das bekannteste Beispiel ist die Ansicht Friedrich August Wolffs von der Nichtexistenz des Dichters Homer. Sie hat seinem Ruf als Meister der Philologie nicht geschadet.

Die Entscheidung der Hauptversammlung der „Monumenta“, die im Jahre 1916 erfolgte, konnte nicht zweifelhaft sein. Sie zog die Lex Salica-Ausgabe zurück.*) Damit endeten indessen die Enttäuschungen für ihren Autor nicht. Die ihm übertragene Herausgabe mittelalterlicher Staatsschriften kam über Anfänge nicht hinaus, weil der Welt-

*) Der beste heut lebende Kenner der Frage, Prof. Karl August Eckhardt, urteilt in einem Schreiben an mich, daß Krammer, „ein besserer Historiker als Philologe“, den seiner Ausgabe zugrunde gelegten 100 Titel-Text, „im wesentlichen richtig bestimmt und datiert“ habe. Sein Irrtum sei, daß er diesen Text für die Vorstufe der anderen Textklassen gehalten habe. Prof. Eckhardt mißbilligt scharf das Vorgehen gegen Krammer, dessen Lex-Salica-Ausgabe man außerhalb der Monumenten-Reihe hätte herausbringen sollen. — Ich sage auch von dieser Stelle Herrn Prof. Eckhardt meinen verbindlichsten Dank für seine Mitteilungen.

krieg und seine Folgen die unentbehrliche Heranziehung ausländischer Handschriften unmöglich machte. Gleiche Schwierigkeiten begegneten der Bearbeitung fränkischer Gerichtsurkunden aus dem Nachlaß Professor Tangls. Einen neuen Arbeitskreis eröffnete ihm dagegen Mitte 1923 das Freiwerden der Redaktion des „Neuen Archivs“. Neben der Vorbereitung der Lex-Salica-Ausgabe hatte Krammer Zeit gefunden, seine Studien über das Kurfürstenkolleg fortzusetzen und dabei einen ersten Ausflug in das Gebiet der Geschichte der Mark Brandenburg zu unternehmen. Im Zusammenhang mit diesen Studien hatte er dem „Reichsgedanken des staufischen Kaiserhauses“ 1908 eine Untersuchung gewidmet, die in der „Zeitschrift für Rechtsgeschichte“ eine sehr anerkennende Würdigung erfahren hatte. Im Jahre 1913 war das abschließende Werk über das Kurfürstenkolleg erschienen, dem eine Ausgabe der Quellen zur Geschichte der deutschen Königswahl und des Kurfürstenkollegs vorangegangen war. Die Historische Zeitschrift hatte die umsichtige und sorgfältige Arbeit anerkannt. Nichts schien darauf hinzudeuten, daß Krammer sich innerlich von den Problemen der deutschen Geschichte des Mittelalters abwenden würde. Und doch war dies der Fall. Wir dürfen annehmen, daß seine unbefriedigende Stellung bei den Monumenten ihn bewogen hat, sich einem anderen Gebiete zuzuwenden. Bei dessen Wahl haben aber seine Studien über den staufischen Reichsgedanken und seine Arbeiten an den mittelalterlichen Staatschriften eine Rolle gespielt. Durch sie war er auf politische Probleme gelenkt worden, die nun durch das unglückliche Ende des Krieges zu unerwartet drängender Bedeutung heranwuchsen. Das war die innere und äußere Situation, aus der sein Entschluß entsprang, dem Politiker Theodor Fontane ein Buch zu widmen, für dessen Abfassung ihm des Dichters Nachkommen den ungedruckten Nachlaß übergaben. Dieses Buch, das 1922 bei Otto von Holten in einem für Liebhaber berechneten Gewand erschien, bedeutete den Übergang des Autors vom Quellenforscher zum Kulturgeschichtsschreiber. In seinen ersten Kapiteln verrät es noch die strenge Schule, wahrte es die Form der Untersuchung. In dem letzten Kapitel aber erhebt sich die Darstellung zu einer Wärme, die nicht nur durch die Liebe Krammers zu dem Dichter bedingt ist, sondern auch durch seinen Anteil an dessen Gedanken über Macht und Humanität im Staatsleben, über Licht- und Schattenseiten Preußens, der Märker und

ihrer Hauptstadt Berlin. Das eigene Urteil klingt auf in dem Wort von dem Todeskeim, den Bismarck in seine Schöpfung gelegt habe, als er ihr nur Macht, aber keine „reine und moralische Seele“ mitgab. — Hätte es so scheinen können, als wenn der Fehlschlag der Lex-Salica-Ausgabe das Ende einer hoffnungsvollen wissenschaftlichen Laufbahn bedeutete, so zeigte sich jetzt, daß er etwas ganz anderes herbeigeführt hatte: das Freiwerden der eigentlichen Berufung Krammers. Ihr diente es auch, wenn im Frühjahr 1924 das schwache Band gelöst wurde, das ihn noch mit den Monumenten verband: der inzwischen zum Regierungsrat Ernannte trat in den Ruhestand.

Schon der Primaner und dann der Student hatte trotz intensivster wissenschaftlicher Arbeit an den geistigen und künstlerischen Kämpfen teilgenommen, deren Schauplatz seit 1890 Berlin war. Den scheinbar ganz in quellenkritische Seminarübungen Versunkenen hatte der glänzende Kenner des griechischen Altertums, von Wilamowitz-Möllendorff, dieser „faszinierende Dozent“, zu einer kulturgeschichtlichen Behandlung der Vergangenheit angeregt. Auch Erich Schmidts Vorlesungen hatten ihn beeindruckt. Er war einem Kreis junger Germanisten nahegetreten, den die Verehrung für Stephan Georges strenge Kunst verband. Er hatte Breysig, den Kulturhistoriker, gehört und an Übungen bei ihm teilgenommen und trat ihm jetzt, in den zwanziger Jahren, näher. Es war zugleich die Zeit, in der er seine Dozententätigkeit an der Lessing-Hochschule begann und in der er, vor nunmehr 30 Jahren, sein schönes Heim in der Württembergallee den „Westender Abenden“ öffnete. Das war fast eine kleine Akademie, in der die führenden Vertreter des geistigen, vor allem des literarischen Lebens persönlich oder durch den Mund berufener Interpreten zu den Anwesenden sprachen.

Drei Jahre nach dem „Theodor Fontane“ erschien eine ähnliche Schrift: „Die Wiedergeburt durch Lagarde“. In ihr kam Paul de Lagarde durch eine Auswahl seiner Schriften zu Wort. Eine Einleitung des Herausgebers aber führte die Leser in Lagardes aus Realismus und Idealismus gemischte Auffassung des Wesens und des europäischen Berufes der Deutschen ein. Krammers eigene Stellungnahme blüht dabei gelegentlich auf, wenn er etwa den Verlust des Weltkrieges dem ungelöst gebliebenen Problem eines deutschen Volksstaates zuschreibt. In einem großen Aufsatz in den Preußischen

Jahrbüchern „Deutschtum als Prophetie“ legte er im gleichen Jahre Lagardes Vorstellungen über das ideale deutsche Reich dar und verglich sie mit dem neuen Buche Leopold Zieglers „Das heilige Reich der Deutschen“. Er selbst erwartete, wie ähnlich es nach 1806 geschah, „den Übergang zu einem neuen Fühlen und Handeln der Nation“. Daß dies die Gestalt des Nationalsozialismus annehmen könne, wäre ihm freilich als eine Unmöglichkeit erschienen.

Die Bücher über Fontane und Lagarde, denen später feinsinnige Biographien in dem Sammelwerk „Die großen Deutschen“ folgten, waren als Vorstudien zu einer schon lange geplanten politischen Ideengeschichte der Deutschen gedacht gewesen. Von ihr wurde er um das Jahr 1927 abgelenkt durch den Antrag des neubegründeten Volksverbandes der Bücherfreunde, an einer wissenschaftlichen, aber auf einen größeren Leserkreis berechneten Geschichte Berlins mitzuarbeiten. Der Plan gewann bald greifbare Gestalt. Ich übernahm auf Krammers Vorschlag die älteren Zeiten, er selbst vor allem das 17. und 18., Arthur Eloesser das 19. Jahrhundert. Wir beide machten uns energisch an die Arbeit, aber als wir schon annähernd fertig waren, stellte der Verlag den Plan zurück, weil Eloesser wegen seiner großen Literaturgeschichte für die nächsten Jahre an das Berlin-Buch nicht denken konnte. Krammer wurde dafür durch den mit dem Volksverband in engen Beziehungen stehenden „Weltgeist-Verlag“ für die von diesem geplanten Veröffentlichungen älterer historischer Schriften gewonnen. Das war ein Glück, denn diese Ausgaben hätten nicht in bessere Hände fallen können. Er hat Friedrichs des Großen historische Schriften, Tagesbefehle und andere Denkwürdigkeiten Napoleons I., Lebenserinnerungen und Denkschriften des Freiherrn vom Stein, diese alle in wohlüberlegter Auswahl, dazu Stahls „Monarchisches Prinzip“, Rankes „Epochen der neueren Geschichte“ und die Selbstbiographie des Achaz von Bismarck herausgegeben. Den ersten fünf Bändchen hat er Nachworte hinzugefügt, die in knappster Form Autor und Schriften charakterisieren. Wer Krammer nur oder vorwiegend als behaglichen Plauderer in Erinnerung hat, lernt ihn hier als einen Meister kürzester Fassung des Gedankens und treffenden politisch-historischen Urteils kennen. Das Thema Friedrich der Große wurde bald danach noch einmal in einem Aufsatz des Sammelbandes „Schöpferische Freundschaft“ an-

geschlagen, in dem Krammer über die Beziehungen des Kronprinzen und Königs Friedrich zu Voltaire sprach. Er gab eine Darstellung voll feinsten Psychologie, voll Verständnis für den französischen Geist. Nirgends begegnet eine leere Stelle, in jedem Wort, jedem Satz sind Inhalt und Form zu einer Einheit geworden.

Dieser Essay ist das erste Zeugnis für die Wandlung des einstigen Monumentalisten zu einem Kulturhistoriker, der nicht nur Gelehrter, sondern auch schöpferischer Schriftsteller war. Die beiden Welten, von denen wir im Eingang unserer Ausführungen sprachen, die wissenschaftliche und die musische, waren zu einem höheren Ganzen verschmolzen.

Da es sich immer deutlicher zeigte, daß der Volksverband sein Berlin-Buch aufgegeben hatte, entschloß sich Krammer, sein Kapitel nach vorwärts und rückwärts zu ergänzen und ein selbständiges Buch daraus zu formen. Es erschien, schon nach dem Untergang der Weimarer Republik, 1935 im Ullstein-Verlag. Nicht viel über 200 Seiten stark, mit schönen, klug ausgewählten Bildtafeln, trug es den Titel „Berlin und das Reich“. Das war nun etwas anderes als das, was bisher den Berlinern geboten worden war. Zwar hatten schon andere versucht, lebendig zu schreiben, Streckfuß etwa oder Schwebel. Aber beide hatten sie dicke Bände zusammengebracht, der eine ohne wissenschaftliche Grundlage, der andere unter Anhäufung von Quellenmaterial, in einer byzantinisch devoten Haltung gegenüber den Hohenzollern und mit allzu kirchlicher, moralgetränkter Färbung. Dem soliden Paul Goldschmidt, der 1910 den letzten Versuch vor dem Weltkrieg wagte, fehlte gar zu sehr das Talent des Schriftstellers. Das trat nun hier glänzend in Erscheinung. Mit voller Beherrschung des Stoffes verband sich ein Gefühl für die Auswahl dessen, was den Leser zu fesseln vermag. Daher traten Verfassung und Verwaltung in den Hintergrund, wurde die Wirtschaft zwar nicht vergessen, aber nicht in den Mittelpunkt gerückt. Dafür wurde eine Fülle kulturgeschichtlichen Stoffes ausgebreitet im Rahmen der staatlichen Entwicklung, die, dem Thema des Buches entsprechend, ihr Recht verlangen durfte. Ein farbenprächtiges Bild Berlins entfaltete sich, in dem die stärksten Akzente auf dem 19. Jahrhundert ruhten.

In seiner Form bedeutete dieses Werk eine Fortsetzung und Krönung der Entwicklung zum künstlerischen Gelehrten, wie sie uns in dem Friedrich- und Voltaire-Aufsatz zuerst begegnet war. Und zugleich tauchte, vor allem in den späteren Kapiteln, ein Zug auf, der noch mehr dem Sprechenden als dem Schreibenden Autor eigen war: die Gabe der geistvollen Plauderei über schwierige Themen.

Das Buch hatte noch ungefähr so gedruckt werden können, wie sein Verfasser es geplant hatte. Er hatte freilich nicht mehr Moses Mendelssohn neben Lessing und Nicolai stellen können, aber Dorothea Veit durfte als das Urbild von Friedrich Schlegels Romanheldin Lucinde erscheinen und Prinz Louis Ferdinand bei Rahel, „damals noch nicht Frau von Varnhagen“, sein geniales Klavierspiel ertönen lassen. Doch eine zweite Auflage des Buches war nicht möglich, und bald wurde seinem Verfasser von den Handlangern Joseph Goebbels' das Recht des Schriftstellers geraubt. Er hat sich dadurch in seiner Arbeit nicht beirren lassen. Freilich, die „Briefe der Deutschen aus einem Jahrtausend“ erschienen 1943 ohne den Namen Mario Krammers, ihres Herausgebers; nur „Mit einer Einführung von Ina Seidel“ stand auf dem Titelblatt. Diese schöne Publikation, die von Karl dem Großen bis in die unmittelbare Gegenwart reicht, ist das Ergebnis der Durcharbeitung einer Unzahl von Briefsammlungen und Biographien. Dem Krammerschen Ethos gemäß überwiegen die Briefe von Männern des Geistes und Themen von allgemein menschlichem Wert. Es genügt der Hinweis, daß in dieser Zeit des Hitlerschen Weltkrieges Friedrich der Große nur mit drei, Bismarck mit vier, Goethe aber mit 14 Briefen vertreten war!

Dann legte sich das Dunkel über alles geistige Leben. Aber kaum regten sich die ersten Kräfte nach dem Zusammenbruch, als Krammer mit ungebeugter Kraft auf den Plan trat. Daß die Volkshochschule seines Wohnbezirkes Charlottenburg schon 1945 wieder ihre Wirksamkeit aufnehmen konnte, verdankte sie im wesentlichen Lieselotte Richter und Mario Krammer. Er hat bis zuletzt an ihr fast in jedem Trimester Kurse abgehalten, diese auch auf andere Bezirke ausgedehnt und sein allseitiges historisches Wissen in den Dienst eines geistigen Neubaus gestellt. Allen Schwierigkeiten der wirtschaftlichen und politischen Lage Berlins gegenüber ist er in Rede und Schrift für die große kulturelle Leistung der deutschen Haupt-

stadt eingetreten. Wir nennen hier als Beispiele nur den Aufsatz „Die geistige Bedeutung Berlins im Wandel der Zeiten“ und den glänzenden Beitrag in unserem Jahrbuch 1952 „Große Geschichtsschreiber im Leben Berlins“, dessen druckfertig hinterlassener zweiter Teil dieses Jahrbuch 1953 ziert. Die erstaunliche Belesenheit Krammers, gepaart mit einem auch im Alter nie versagenden Gedächtnis, ermöglichten es ihm, immer neue Zeugnisse für das kulturelle Leben Berlins aus Briefen und Erinnerungen auszubreiten. Das Schönste, was er in diesen letzten Jahren hat schaffen können, ist sein „Alexander von Humboldt. Mensch, Zeit, Werk“. Er hat es seinem Freunde Karl Foerster gewidmet, dem bedeutenden Gartenarchitekten und Schilderer alter und neuer Gartenkunst, der ihn zu dem Humboldtbuch angeregt hatte. Ähnlich dem ein Menschenalter zuvor erschienenen Lagardebuch bringt es eine Auswahl aus Humboldts Werken, bereichert durch Briefe, Berichte und Reden über den großen Gelehrten, und als Einleitung den „Versuch eines Lebensbildes“. Diese hundert Seiten sind kein Versuch, sondern schlechthin Vollendung. Eine innere Verwandtschaft verbindet den Darsteller mit dem Dargestellten. Wenn er von diesem sagt, es sei sein Ideal gewesen, „so zu schreiben, daß man jeder Zeile die begründete Kenntnis des Verfassers anmerkte, und doch das Ganze des Werkes wirkte und sich las wie ein Gedicht“ — dann darf man dieses Wort mit gleichem Recht auf ihn anwenden. Krammer hat sich seinen innersten Neigungen nach wohl immer als Romantiker gefühlt. Aber die feine Weisheit des Alters hat ihn dahin geführt, daß in dem Lebensbild Humboldts über die von diesem durchschrittenen großen geistigen Strömungen, die Aufklärung, den Klassizismus und die Romantik, keine Werturteile gefällt werden, sondern daß jeder die ihr gebührende Stellung im Kulturablauf zugewiesen wird.

Hat er sich an diesem, in schönem äußerem Gewande erscheinenden Werke noch freuen dürfen, so ist ihm solche Freude an seinem Fontane nicht zuteil geworden. Das dieser seiner immer wieder umwobenen Lieblingsgestalt gewidmete Werk, dessen Anfang nur 1951 in dem Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte erschien, liegt aber abgeschlossen in seinem Nachlaß vor. Und das gleiche gilt von der Umarbeitung seines Berlin-Buches, das, losgelöst von den staatlichen und monarchischen Bindungen, eine Geistes- und Kultur-

geschichte der Stadt Berlin darstellt. Beiden Büchern den Weg in die Öffentlichkeit zu bereiten, wird eine unabdingbare Pflicht des Senates und des Abgeordnetenhauses von Berlin sein.

Das ganze Lebenswerk Krammers ist getragen von einem hohen Ethos, von dem Gefühl der Verantwortlichkeit vor der Wissenschaft und vor der deutschen Sprache. Ein gleiches Ethos, die Überzeugung von dem Vorrang des Geistes und des Guten vor allen materiellen Gütern, lebte auch in dem Menschen Mario Krammer. Wir neigen uns in Ehrfurcht und in Liebe vor seinem Andenken.